

(Nachdruck verboten.)

89]

## Die flucht.

Von R. Wagnowski.

Muschja war der einzige, der sich die Anwesenheit des Offiziers zu nütze gemacht hatte. Er hatte ihm ein selbstgemachtes Cigarrenetui aus Mammutzahn verkauft. An der einen Seite des Etuis prangten die erhabenen geschnittenen Worte: „Andenken aus Dschurdschnj, 18...“, an der andern sah man eine zottige Gestalt, die an einen Bären erinnerte, Ketten an Händen und Füßen hatte und von der Inschrift umgeben war: „Laßt uns beten, auf daß uns Gott aus dem Diensthaufe befreie.“

Gocherfreut über den Handel, lief Muschja zu den Gefährten, um ihnen die Neuigkeit mitzuteilen. Wie gewöhnlich sagte er nichts, stolzierte nur mit vielsagender und froher Miene umher und trat bald an den einen, bald an den andern heran.

Dies Manöver wurde natürlich sofort bemerkt.

„Na, Muschja, heraus mit der Sprache! Wen hast Du übers Ohr gehauen?“ hieß es.

„Er hat ein Cigarrenetui gekauft — der Amerikaner!“ entgegnete er kurz angebunden.

„Ja, mach' uns doch nichts weiß! Er hatte zwar nur ein Auge, aber daß das Schund ist, hat er doch wohl noch sehen können.“

„Er dachte wohl, es sei Seife?“ meinte Glitsberg.

„Durchaus nicht. An der einen Seite hatte ich die Worte eingeschnitten: „Andenken aus Dschurdschnj“ und an der andern einen Verbannten.“

„Die Worte hat der Amerikaner nicht verstanden, der Verbannte aber ist Dir nicht gelungen, Muschja; es war Dein Glück, daß er ganz so ausjah, wie der Bär auf der Fabrikmarke: „Puls und Söhne“. Sicherlich hat der Amerikaner geglaubt, er kauft ein Stück Seife... Na, der ist gehörig reingefallen.“

„Das ist aber nicht wahr, denn er hat viel Geld dafür bezahlt. Da, seht!“... rief Muschja triumphierend und warf ein Zehndollarstück auf den Tisch. Die andern betrachteten die Münze verwirrt und zornig zugleich.

„Zehn Dollar! Das macht nahezu zwanzig Rubel. Das ist entschieden zuviel! Muschja, Du mußt ihm gesagt haben, daß es mit Deinem Gelde knapp ist.“

„Nein, das hab' ich nicht gesagt. Ich hab' ihm nur gesagt, ich sei ein politisch Verbannter, und da hat er's mir ganz von selbst gegeben.“

Sie sahen einander an, und das Blut stieg ihnen heiß ins Gesicht. Samuel war außer sich.

„Das soll mein Lohn sein!“ flüsterte er verstimmt.

„Wir bitten Dich inständigst, Muschja, die Ankömmlinge nicht im Namen der Verbannten auszunutzen,“ sagte Pietroff düster.

„Was hab' ich denn nun wieder gethan? Ich seh', es ist überhaupt nichts mehr erlaubt! In der Küche sitzen soll man nicht, mit Menschen reden soll man nicht, einen Eid leisten soll man nicht, verkaufen soll man nicht, Geld borgen soll man nicht... Was soll man denn? — Das ist mir 'ne schöne Freiheit, das ist 'ne schlimmere Knechtschaft, als der russische Staat!“ rief Muschja hitzig. Er setzte seine Mütze auf, griff nach dem Gelde und war fort. Die Münze kam ihm lange nicht mehr so schön vor, wie im ersten Augenblick. Und oben-drein konnte er sie nicht gewechselt bekommen. Von Tas und Gawryla Gawrylytsch bis zu dem reichen Kosaken Zafuschin hinab blickte die ganze Geldaristokratie die blizende Metallmünze und das unbekannte Gepräge darauf mit einem gewissen Entsetzen an.

„Weißt Du, Muschja, wirf es ins Wasser... denn dieses sogenannte Geld ist keinen Pfifferling wert; am Ende steht's noch schlimmer damit und es ist gar verboten's Gold!“

Am Abend wurde Muschja vor den Zsprawnik citiert.

„Nu, Muschja, Du sollst ja falsches Geld bei Dir haben?“

Muschja zeigte ihm das Geldstück, an dessen Wert er schon selbst zu zweifeln anfing. Der Zsprawnik besah die Münze,

lachte und fragte, wie Muschja dazu gekommen sei. Dann wechselte er das Geld und — oh! Freude! er bestellte ein Cigarrenetui mit der Aufschrift: „Andenken an die Bezirksstadt Dschurdschnj“. Ein Relief auf der Rückseite sollte das Polizeiamt mit einem darüber schwebenden Adler darstellen.

„Aber eins weiß ich nicht recht, Herr Zsprawnik. Wie soll der Adler sein?“ fragte Muschja und kehrte noch einmal um. Denn ein einfacher Adler ist das polnische Staatswappen. Da kann noch jemand kommen und sich einbilden, ich rede Ihnen zu, unter die Aufständischen zu gehen. Und Doppeladler können doch nicht fliegen.“

„Machen Sie einen Doppeladler.“

„Aber die können nicht fliegen...“

„Was ist dabei?... In der Poesie kommen doch auch verschiedene Wundertiere vor: Gunde mit zwei Köpfen, Ungetüme, die halb Ziegen, halb Weiber sind — und es muß auch gut sein!“

Die Nachricht, daß der Zsprawnik das Geld für echt anerkannt und ein Cigarrenetui bestellt habe, verbreitete sich wie ein Lauffeuer durchs ganze Städtchen. Muschja wurde mit Bestellungen überhäuft. Selbst Vater Afakij mußte solch ein „Ding“ mit einer erbaulichen Inschrift haben, war sich nur noch nicht einig darüber, ob er den Text aus dem alten oder neuen Testament wählen sollte.

Denisoffs Etui sollte mit einer Liebesgöttin verziert werden; an die Rückseite sollte ein pfeildurchbohrtes Herz kommen und darüber das Wort: „Dschurdschnj“.

Auch der Adjunkt bestellte ein Kästchen mit zwei ver-schlungenen Händen und der Inschrift: „Seinen Freunden getreu und seinen Vorgesetzten bis ans Grab des Todes ergeben“.

Muschjas Verhältnisse gestalteten sich immer glänzender. Er saß fleißig zu Hause, pfiff vor sich hin, feilte Mammutzähne und that sehr geheimnisvoll, wenn er den Verbannten begegnete. Diese waren sehr zufrieden mit ihm, denn er langweilte sie nicht mehr und trug keine Matschereien unter die Leute.

Das amerikanische Geld, das auch die Obrigkeit für echt hielt, machte seinen Einfluß auf die Stadtbewohner bald geltend. Die Amerikaner erschienen ihnen jetzt in einem ganz andern Lichte.

„Die sind reich. Andre Metalle kennen sie gar nicht, — nichts als Gold. Ein Dollar ist ihnen so viel, wie uns ein Groschen. Der Zsprawnik selbst wechselt ihr Geld. Das ist ein Volk von lauter großen Herren.“

Das Eintreffen der angekündigten Seeleute wurde sehnsüchtig erwartet, und als der Befehl aus dem „Gouvernement“ kam, ihnen jeglichen Beistand angeheizen zu lassen und die Fremden mit den einem befreundeten Staate gebührenden Ehren zu empfangen“, da konnten sich die Dschurdschnjer vor Neugier, Hoffnung und Freude kaum noch lassen. Jedermann träumte, von den Amerikanern Geld zu bekommen, einen Laden davon anzulegen, oder Waren zu kaufen, um sie den Tungusen zu bringen. Manch einer glaubte auch, die Amerikaner seien nur gekommen, um sie viel verdienen zu lassen und ihnen eine Abwechslung zu bieten. Aber es gab auch Skeptiker in der Stadt.

„Sie sind reich. Sie kommen also nicht, um Schleichhandel zu treiben. Was wollen sie also hier?“ fragte der Adjunkt Herrn Kosloff bedeutsam, als er eines Abends unbemerkt in dessen Haus kam.

„Sie sind gebildet; ich denke mir also, das muß mit den Feinden von Thron und Altar zusammenhängen! Vielleicht wollen sie... Uebrigens, weiß ich, kann ich wissen, was solche hinterlistigen Leute im Schilde führen, die nur ihre Sprache sprechen und bei diesem Juden Samuel im voraus Erkundigungen einziehen? Jedes Kind weiß, daß der Judas Jesus Christus verkauft hat... Aber der schlimmste von allen ist Tscherewin. Meir Fleisch hat er wieder einmal zurückgewiesen und gesagt, wir sollten uns vor den Ausländern schämen, sie könnten uns in die Zeitungen bringen. Ich möchte Ihnen also raten, vorsichtig zu sein,“ salbaderte Kosloff.

„Oh, Vorsicht kann nie schaden! Ich werde die Augen schon offen halten. Aber kann ich mich auf Ihren Beistand verlassen?“

„Was kann ich armer Wurm thun, ein simpler, ungelehrter Mann!“ wehrte sich Kosloff. Aber trotzdem schieden sie im besten Einvernehmen.

„Ja, ja, das wollen wir schon machen. Das Fleisch verkaufen wir den Amerikanern. Es soll ja bald ein ganzer Haufe von ihnen ankommen. Aber vergessen Sie nicht: wenn's darauf ankommt, sehen Sie mir bei.“

„Seien Sie ganz unbesorgt; mir ist auch daran gelegen, nicht ganz allein zu stehen. Eine Hand wäscht die andre. Vergessen Sie's nicht: gegen entsprechende Vergütung kann ich jederzeit nicht nur Fische, sondern auch Butter, Beeren und Holz liefern.“

Der Adjunkt, der schon im Begriff war, fortzugehen, legte die Hand an die Thürklinke und nickte zustimmend.

„Das wollen wir schon machen. Der Kommandant setzt Himmel und Hölle in Bewegung, daß sie bei ihm untergebracht werden; aber ich hab's ihm noch nicht vergessen, wie er mich mit Denisjoffs Hilfe hineingelegt hat, als die Verbannten im vorigen Jahre so thaten, als rissen sie aus. Daraus wird nichts. . . Lassen Sie mich nur machen! Warum haben sie so gethan, als rissen sie aus, und warum haben mir diese Leute eingeredet, daß sie wahrhaftig geflohen sind? Das weiß ich wirklich nicht.“ kam er wieder auf die ihn ewig peinigende Frage zurück.

„Sie haben gar nicht gethan, als rissen sie aus, sie haben am andern Ufer Klühe gestohlen. Galka ist Zeuge! Das sind Lumpen, die sich nur anstellen, wie Heilige. Auch Tischerewin will mich nur unterkriegen und aus dem Spital hinausheizen, um sich dann die Taschen nach Herzenslust vollstopfen zu können.“ sagte Kosloff, der von der Wahrheit seiner Worte überzeugt war. „Also, Herr Adjunkt, die Amerikaner werden bei mir wohnen, ja?“

„Ja, gewiß, gewiß! . . . Lassen Sie das meine Sorge sein. Ich habe einen Plan . . . doch davon später!“

Sie schüttelten einander die Hände und gingen sehr befriedigt auseinander.

(Fortsetzung folgt.)

## 76. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Vreslau, 21. September.

In der Eröffnungsversammlung am Montag trat Professor Roux, wie schon berichtet, für eine streng mechanistische Weltanschauung ein; er stellte als Ziel der Wissenschaft die Erforschung des ursächlichen Zusammenhanges der Erscheinungen dar, den er als durch lediglich mechanisch wirkende Faktoren bedingt voraussetzt. Der Vortrag konnte den uralten Streit zwischen mechanistisch-materialistischer und idealistischer Auffassung alles Geschehens natürlich nicht zum Austrag bringen, eine Aufgabe, die überhaupt wohl über den Rahmen der Diskussionen von Naturforschern hinausgeht. Dagegen konnte man hoffen, daß in den Abteilungsitzungen, die am Montagnachmittag und an den folgenden Tagen stattfanden, manche streng naturwissenschaftliche Aufgabe ihrer Lösung näher geführt würde. Am meisten erregt gegenwärtig das Geheimnis der Strahlen die Gemüther; an die Entdeckung Röntgens haben sich bald eine Reihe anderer, gleich rätselhafter Strahlen angeschlossen, welche die Forscher andauernd beschäftigen. Aber ihr Geheimnis zu ergründen ist bisher noch nicht gelungen. Höchstens von einer neuen Strahlenart könnte man vielleicht sagen, daß ihr Wesen ergründet und auf der Naturforscher-Versammlung dargestellt sei: Die von Blondlot entdeckten N-Strahlen. Es sind Strahlen, die von vielen Lichtquellen, der Kernlampe, dem Auerlicht u. a. ausgehen und die Eigenschaft haben sollen, daß sie lichtschwache Objekte, z. B. ein kleines Gasflämmchen oder überspringende, schwache elektrische Funken oder dunkel leuchtendes Platinblech usw. bei der Bestrahlung heller ausleuchten lassen.

Nach der Beschreibung, die Blondlot vor etwa zwei Jahren von seinen Versuchen gab, sahen es, daß diese Strahlen ohne jede Nähe nachzuweisen seien. Aber schon auf der vorigen Naturforscher-Versammlung in Kassel traten eine Reihe hervorragender Physiker auf, denen es unmöglich gewesen war, N-Strahlen zu erhalten. Auch in England wurden die Versuche ohne Erfolg wiederholt. Aber in Frankreich wollten verschiedene Physiker die Wirkung der Strahlen wahrgenommen haben und experimentieren mit ihnen und ihren seltsamen Eigenschaften bis auf den heutigen Tag, ja, die französische Akademie der Wissenschaften hat sich sogar veranlaßt gesehen, Herrn Blondlot für seine Entdeckung eine klingende Belohnung in Gestalt von 50 000 Fr., d. i. gleich 40 000 M., darzubringen.

In diese Widersprüche scheint Klarheit zu kommen. Professor L u m m e r - Charlottenburg legte dar, wie bei allen Versuchen, bei denen die Helligkeit sehr lichtschwacher Gegenstände und

ihre Aenderung zu beobachten ist, beständig Täuschungen auftreten, die teils physiologischer Natur sind, bedingt durch das indirekte Sehen\*) mit den peripheren Teilen der Netzhaut, teils auch psychologischer Natur, indem uns die Erwartung, eine Lichtänderung zu sehen, diese auch vortäuscht. In dieser Beziehung ist ein von Lummer angestellter Versuch, der auch von Professor W e i ß - Zürich bestätigt wurde, sehr lehrreich. Blidt man im dunklen Raum auf einen durch Radiumbestrahlung schwach leuchtenden Schirm, den eine andre Person dem Radium bald nähert, bald von ihm entfernt, wodurch Helligkeitsänderungen eintreten — das Leuchten ist um so stärker, je näher die Strahlungsquelle ist — so glaubt man zuweilen eine Helligkeitsänderung wahrzunehmen, ohne daß überhaupt eine Bewegung vorgenommen wurde. Bis auf Prof. W e i ß waren alle in Breslau versammelten Physiker der Meinung, daß derartige Vorgänge zur Aufhellung des Rätsels der N-Strahlen genügen. Nur W e i ß wünscht angesichts der zahlreichen bestimmten Angaben der französischen Forscher noch weitere Versuche; er selbst hat bisher ebenfalls noch keine N-Strahlen erhalten können, doch sind ergebnislose Versuche ja niemals vollständig beweisend.

Ist also das Geheimnis der N-Strahlen vielleicht geklärt, so gilt das von den Radium- und andern Strahlen nicht nur nicht, sondern es sind im Gegenteil wiederum neue seltsame Strahlen hinzugekommen. Professor G r a e ß - München berichtete über Strahlungen, die von Wasserstoffsuperoxyd ausgehen und sich durch Wirkung auf die photographische Platte verraten. Elektrische Entladungen wie Röntgen-, Radium-, ultraviolette Strahlen bringen sie nicht hervor; aber auf die Platte bannen sie selbstamerweise nicht nur die Gegenstände, die sie treffen, die also zwischen der Strahlungsquelle und der Platte sich befinden, sondern sogar solche Objekte, die hinter der Glasplatte stehen. Vielleicht kommen Wärmevorgänge ins Spiel; eine Erklärung der seltsamen Erscheinung steht jedoch noch gänzlich aus.

Haben die Physiker somit die wunderbaren Strahlen nicht näher erklärt, sondern wieder um eine neue Art bereichert, so ist doch die Technik in der Anwendung der Strahlen mächtig fortgeschritten. Eine sehr bedeutsame, eben erst gemachte Erfindung auf diesem Gebiet wurde den Naturforschern vorgeführt, und zwar handelt es sich um eine neue Verwendung der lange schon bekannten ultravioletten Strahlen.

Bekanntlich kann man das weiße Licht durch ein Prisma in seine Bestandteile, die vielen farbigen Strahlenarten, zerlegen, die das sogenannte Spektrum von rot bis violett bilden. Der physiologische Unterschied der Farbenempfindung ist bedingt durch einen physikalischen Unterschied in der Schwingungsbauer respektive der Wellenlänge; den roten Lichtstrahlen kommt die längste Wellenlänge zu, acht Zehntausendstel eines Millimeters, den violetten die kürzeste, etwa eine halb so große. Aber es giebt noch für das Auge nicht sichtbare, längere und kürzere Lichtwellen im Spektrum, die ultraroten und die ultravioletten.

Nun ist man bei dem Bemühen, mit dem Mikroskop in die Welt des Kleinen einzudringen, auf eine unübersteigbare Schranke gestoßen. Wenn die einzelnen Strukturtheile eines Körpers in ihrer Größe und in ihren Abständen den Dimensionen der Lichtwellen nahe kommen, dann ist aus bestimmten physikalischen Gründen keine Möglichkeit mehr vorhanden, die Teilchen geometrisch ähnlich wahrzunehmen. Eine Abhilfe könnte nur Licht von kleinerer Wellenlänge gewähren. Daraus beruhen die sogenannten Zimmersonnenlinsen, bei denen stark lichtbrechende Substanzen zur Anwendung kommen, weil bei starker Brechung des Lichtes gleichzeitig die Wellenlänge verkleinert wird. Aber der Fortschritt, der mit den Zimmersonnenlinsen gemacht ist, ist bedeutend geringer, als der soeben in Breslau von Herrn R ö h l e r - Gena vorgeführte; Köhler benutzte die ultravioletten Strahlen, deren Wellenlänge nur halb so groß ist als die des gewöhnlichen Lichtes, und kann dadurch die Kleinheit der noch beobachtbaren kleinsten Objekte gerade verdoppeln. Da Glaslinsen die ultravioletten Strahlen nicht durchlassen, benutzte er Linsen aus Bergkristall; sichtbar wird die Struktur der untersuchten Präparate mittels der Photographie gemacht.

Noch eine andre Anwendung der ultravioletten Strahlen wurde den Naturforschern vorgeführt, nämlich die Arons'sche Quecksilberdampflampe, eingeschlossen statt in eine Glasröhre in eine solche aus Quarzglas, damit eben die starke ultraviolette Strahlung, die die Lampe ausstrahlt, auch aus der Röhre herausgelangen kann.

Von den Gegenständen, die in den andern Abteilungen zur Verhandlung standen, erregt in der Oberstadt Breslau besonderes Interesse der Vortrag des Baurats Hamel „Ueber die Umwandlung des Oberstromes durch Eingriffe des Strombaues“. Jahrhundertlang war das Oberthal durchzogen von einem Reize sich stetig verändernder Rinnale, ein Gebiet, das nur für Fischer und Jäger vorhanden war. Erst mit der Besiedelung durch die Deutschen begann man Deiche zur Sicherung hochliegender Inseln zu bauen. Unter Friedrich II. wurden zahlreiche Durchstiche geschaffen, der bedeutendste war der, durch welchen das Oberthale gewonnen wurde: 692 Quadratkilometer Sumpfland wurden in fruchtbaren Ackerboden verwandelt. Die Länge des Stromes wurde um 54 Kilometer verkürzt. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde

\*) Indirekt sehen wir alles, worauf wir das Auge nicht unmittelbar richten, was wir nicht fest ins Auge fassen.

jedoch die Stromregulierung gänzlich vernachlässigt; erst die Hochwasser-Katastrophe von 1854, bei der fast alle Deiche durchbrachen, drei Viertel der eingebeichteten Fläche überschwemmt wurden, veranlaßte neue Arbeiten. Seitdem sind 2400 Quadratkilometer durch Hochwasser-Deiche geschützt, die Stromufer überall durch Buhnenbauten befestigt. Aber neben dem Nutzen scheint die Regulierung auch manchen Nachteil mit sich zu bringen. Infolge der zahlreichen Durchstiche hat sich die Stromgeschwindigkeit vermehrt und der Wasserstand im Oberlauf gesenkt.

In der unteren Oeder hat sich zwar der Wasserstand gehoben, aber die Geschiebe aus dem ganzen Stromgebiete sammeln sich jetzt hier an und bringen eine starke Versandung hervor. Von Schwedt bis Hohensalzen zum Beispiel werden jährlich 1/2 Million Kubikmeter Sand abgeführt, auf der Strecke Küstrin bis Gartz sogar 2 Millionen, die mühsam gewonnene Kultur der Oberriederungen ist also bedroht, wenn nicht eingegriffen wird. Es besteht jetzt auch die Absicht, erhebliche Ausdeichungen und umfassende Ausbaggerungen des Strombettes vorzunehmen.

Aus den medizinischen Abteilungen wollen wir nur einen Vortrag erwähnen, in welchem die medizinische Wissenschaft gegen unsere militärischen Drill, wie er so schön im Parademarsch zum Ausdruck kommt, Stellung nimmt. In der Abteilung für Militär-Sanitätswesen legte Dr. Thaltwiger-Köhlchenbroda dar, wie der Parademarsch nicht als reglementsmäßiges Exerzieren, sondern nur als turnerische Übung in Betracht kommen könne, aber als eine durchaus unrationelle und gesundheitschädliche Übung. An der Hand eines umfangreichen Materials wies der Vortragende nach, daß der Parademarsch eine geradezu verheerende Wirkung ausübt. Mehr als 14 000 Fälle von Fußgeschwulst traten in einem einzigen Jahre auf, wovon mindestens 60 Proz., also etwa 8500, dem Parademarsch zur Last fallen. Auch andre Krankheiten, wie Schnenscheiden- und Kniegelenkentzündungen, Herzaffektionen veranlaßt diese unnatürliche Übung. Bei den Unglücklichen, die den Parademarsch zufolge kleiner Abweichungen im Bau ihrer Hüften nicht erlernen können, gesellt sich an Psychose (Geisteskrankheit) grenzende Mißstimmung, die häufig schon zu Selbstbeschädigungen, sowie auch zur Fahnenstucht die Veranlassung wurde. Energisch verlangte der Vortragende daher die Abschaffung dieser gar nichts nützenden, aber viele Gefahren in sich bergenden Turnübung, denn von Marschübung ist dabei keine Rede.

Ob die Erklärung der Wissenschaft hier etwas helfen wird? Der Parademarsch ist ein Mittel des Drills, der den Militär-gewaltigen in Preußen als ein heiliges „Nähr mich nicht an“ gilt. — Dr. Bruno Borchardt.

### Kleines feuilleton.

c. Muldens wechselnde Schicksale. Die Stadt Mulden, um die jetzt bald ein heftiger Kampf entbrennen wird, hat schon eine wechselvolle Geschichte hinter sich. Das Wort „Mulden“ ist aus der Mandschu-Sprache entnommen, nicht aus dem Chinesischen und bedeutet etwa „Glück“. Die Stadt erhielt diesen Namen um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Vor dieser Zeit hatte sie mehrere Namen geführt, denn sie ist schon 2000 Jahre oder mehr eine berühmte Stadt gewesen. Die Chinesen haben sie nie Mulden genannt, sondern Shenting oder Shenthang, während der offizielle Name Fengtien ist, wie ja auch der Name des Bezirks lautet, von dem Mulden die Hauptstadt ist. Dieser ist einer der vier Provinzen oder Distrikte, in die die ganze Mandchurei geteilt ist. Im Beginn des 17. Jahrhunderts war es eine berühmte chinesische Stadt, aber die Mandschu-Stämme eroberten die Städte und breiteten ihren Einfluß über die ganze Gegend aus, in der jetzt der Krieg tobt: Liau-jang, Hai-scheng, Kaiping usw. Die Mandschu machten die Stadt zu ihrer Residenz, erbauten Paläste und Tempel und legten schöne Gärten an; selbst als die Mandschu besiegt hatten und nun ihre Residenz nach Peking verlegten, blieb Mulden die zweite Hauptstadt mit einem kaiserlichen Palast und hatte eine ausgezeichnete Stellung vor allen andern Städten. Nach dem Urteil des amerikanischen Konsuls in Antung, Davidson, steht freilich Mulden in allem unter Liaujang, abgesehen von den prächtigen Mandschugräbern, die wenige Meilen von der Stadt in einem Wald rauschender Pinien gebettet liegen. Die Mauern Muldens tragen die Spuren ehrwürdigen Alters in ihren verwitterten Zügen und sind noch imponierender als die Peking's. Ueber den Palästen und den kaiserlichen Magazinen liegt ein Hauch von Verfall und sinkender Größe; darinnen ruhen seltene Bronzen, Stückerien und Porzellan, und wenn über die alten, ruhig schlummernden Gemäuer der Lärm des Krieges rasen wird, wenn sich die geschlossenen Tore den Händen von Plünderern öffnen, werden diesen gewaltige Schätze anheim fallen. Mulden hat nicht nur eine geschichtliche Vergangenheit, es hat auch eine vorzügliche Lage für den Handel, da es das Centrum eines der fruchtbarsten Gegenden der Welt ist und die meisten Land- und Wasserstraßen hier zusammenlaufen. Tieling, das auch durch den Krieg bekannt geworden ist, ist ebenfalls ein wichtiges Handelscentrum und in letzterer Zeit fast bedeutender geworden als Mulden. —

— Ein Sargmonopol. Das sonderbare Privileg, allein in der ganzen Stadt und für die ganze Stadt die Särge bauen zu dürfen, bestand vordem, reichlich dreihundert Jahre lang, bis ihm 1868 die Einführung der Gewerbefreiheit ein Ende machte, in der ostfriesischen Hafenstadt Emden. Inhaber dieses Vorrechts war, so berichtet die „Königliche Zeitung“, die Gasthauskirche, deren sonderbarer Name so gleich seine Seltamkeit verliert, wenn man erfährt, daß Gasthaus hier Armenhaus bedeutet. Die Inassen, die nicht aus eigener Kraft und Wirtschaft leben, sondern von andren gespeist werden, sind Gäste. Die Emdener Gasthauskirche war vordem die „Bruderkirche“ des 1317 in Großalbern, dicht vor der Stadt, gegründeten Franziskaner-Klosters, das der Reihe nach von Minoriten, Gaudenten, Ohservanten bewohnt, 1561 aber aufgelöst und der Emdener reformierten Gemeinde überlassen wurde. Bis auf dieses Jahr zurück läßt sich nun das genannte Privileg verfolgen; da es sich in der ältesten Erwähnung aber schon darum handelt, daß es dem Gasthause von irgendwem bestritten wurde, so dürfte es selbst noch weiter und bis in die Klosterzeit zurückgehen. Die Mönche nahmen leider außer einem Schmerzensgelde alle ihre Bücher mit fort, so daß sich kein weiter zurückliegender Anhaltspunkt gewinnen läßt. Derartige Streitigkeiten rissen aber auch späterhin nicht ab, und den Schreibereien darüber verdankt man, wie so oft, die wertvollsten Auskünfte. Das Privileg wurde immer durchbrochen und wohl auch von der Diaconie die drei Jahrhunderte lang nicht immer gleichmäßig straff gehandhabt, namentlich in Bezug auf die Särge für ärmere Leute. So ein „Husholt“ kostete durchschnittlich vier Gulden. Außerdem genossen — so weit nachweisbar — die Emdener Schiffszimmerleute von Anfang an das „Vorrecht“, Husholte für ihren eignen Bedarf selbst anzufertigen; vielleicht daher, weil oft auf See weit draußen von den Emdern einer „int Holt“ gelegt werden mußte. Eine derartige seltsame Reliquie bewahrt das Emdener Museum. Es sind zwei große schwarze Bretter; darauf wurde seit 1665 die Zahl aller Husholte, die im Gasthause gebaut wurden, Jahr für Jahr (bis 1868) aufs genaueste verzeichnet. Die Anregung zu dieser merkwürdigen Aufstellung gab wohl der außergewöhnlich starke Bedarf in diesem Jahre (1665), das ein Festjahr war, in dem allein 5518 Husholte gebraucht wurden. Die wenigsten Särge, 180, benötigte man im Jahre 1851.

Nun etwas über den eigenartigen Namen Husholt, mit dem man vordem in Emden und Ostfriesland die Särge bezeichnete, während heutzutage dafür meist Dodefiste, seltener Totenlade gesagt wird. In den ostfriesischen Haushaltungen war es üblich — und ist es hier und da noch —, daß die Bürger und Bauern auf ihrem Boden eine Anzahl für einen Sarg zurechtgeschnittene Eichenbretter liegen hatten: Hauholt (Huhholz) oder Rothholt, um rasch einen Sarg zusammenzuzimmern, wenn es damit „Not“ oder Eile hatte. Husholt bedeutet also das Holz, das jeder bei sich zu Hause bereithatte. Das Holz hieß auch Dodeholt und heute noch jagt man für einsargen „einen int Holt legen“, meist freilich „in de Kiste legen“. —

ss. Der staubige Ocean. Die Seeluft wetteifert mit der Hochgebirgsluft in ihrer Reinheit, und es ist im allgemeinen selten, daß auf dem hohen Meere Staub überhaupt wahrgenommen wird. Immerhin sind Staubbälle selbst in großer Entfernung vom Festlande beobachtet worden, und das hat auch nichts allzu Wunderbares an sich. Man wird sich noch des vorjährigen großen Staubballes erinnern, der sich von Nordafrika bis ins nördliche Deutschland hinauszog. Ferner ist es auch nichts Andres, wenn der „Höhenrauch“ von einem brennenden friesischen Moor bis gegen Wien hingetrieben wird oder wenn Asche aus dem isländischen Vulkan „Hella“ in Norwegen niederfällt. Es handelt sich immer um denselben Vorgang, indem der Staub in höhere Schichten des Luftmeeres gehoben wird, dort mit einer starken Luftströmung eine mehr oder weniger weite Reise macht und sich dann wieder zur Erde senkt oder, wenn es sich gerade so trifft, auch aufs Meer. Im südlichen Atlantischen Ocean zwischen der Küste von Brasilien und der von Westafrika treten mit einer ganz bestimmten Regelmäßigkeit Erscheinungen auf, die in Zusammenhang mit den Passatwinden gebracht und daher als „Passatstaub“ bezeichnet worden sind. Das Meer zeigt dann bei ruhigem Wetter auf eine weite Strecke hin eine ganz ungewöhnliche Färbung, ein eigentümliches Gelb bis Gelbgrün, das auch in Streifen auftritt und sich dann von dem gewöhnlichen blaugrünen Meerwasser scharf abhebt. Infolge ihrer Auffälligkeit ist denn die Erscheinung auch längst bekannt. Man hat auch schon früh eingesehen, daß sie keine Eigenschaft des Wassers selbst sein kann, weil die leiseste Windbewegung die fremdartige Färbung zum Verschwinden bringt; vielmehr muß sie von einem auf der Wasserfläche schwimmenden Stoff herühren. Daraus erklärt sich auch der Umstand, daß die Färbung häufig streifig auftritt, weil sie unter kleinen örtlichen Luftströmungen gleichsam erlischt. Ebenso sieht damit die Beobachtung in Einklang, daß sich vom Bug eines Schiffes aus, soweit dessen Rumpf das Wasser erregt, dieses entfärbt wird und wieder in seinem gewöhnlichen blaugrünen erscheint. Da der Passatwind in jener Meeresgegend von Südwesten, also von Südamerika herkommt, so konnte man von vornherein nicht an eigentlichen Sandstaub denken, wie er zuweilen von Osten her aus der Sahara weit ins Meer hinausgetrieben wird. Man nahm vielmehr an, daß sich der Passatwind bei seinem Hinströmen über die großen südamerikanischen Wäldungen mit Blütenstaub, namentlich von Nadelbäumen beladen

und diesen mit dem beschriebenen Erfolge über dem offenen Ocean niederfallen läßt. Die eigentümliche Wasserfärbung würde dann also eine Folge der in ungeheuren Mengen auf dem Wasser schwimmenden, zarten Blütenstaubkörnern sein. Durch eine sachverständige Untersuchung jedoch, die der Botaniker Dr. Reinsch in der Zeitschrift „Flora“ beschreibt, ist eine andre Ursache ermittelt worden, die den Pajafstaub in unmittelbarem Vergleich mit der schon 1890 von Ehrenberg im Golf von Sinai beobachteten Meeressfärbung bringt. Durch einen deutschen Schiffsarzt waren Proben des mizfarbigen Meerwassers gesammelt und dem Forscher zur Verfügung gestellt worden. Der Arzt beschreibt die Färbung des Meeres als eine geradezu schwefelgelbe, die sich in langen wiesenartigen Streifen hinzieht; die Schiffswellen zerreißen diese „Wiesen“ jedoch derart, daß es schwer ist, den Staub einzufangen. Bei 300 facher Vergrößerung konnte Dr. Reinsch feststellen, daß in der fraglichen Wasserprobe eine in Bündeln gruppierte Fadensalze enthalten war, deren Länge nur 2—2½ Millimeter betrug. Danach handelt es sich also gar nicht um einen durch die Luft verschleppten Festlandstaub, sondern um ein winziges Wasserpflänzchen, das ganz an der Oberfläche des Oceans lebt und durch Strömungen zuweilen in so unendlichen Massen an einer Stelle zusammengehäuft wird, daß das Meer weithin verfärbt erscheint. Es ist die schon als „Seeblüte“ beschriebene Erscheinung, die auch in bräunlichgelber und in purpurroter Farbe auftritt. —

**Aus dem Tierleben.**

gc. Eine Fischhäne. Als eine wahre Häne des Wassers wird von verschiedenen Forschern ein Süßwasserfisch Mittel- und Südamerikas bezeichnet, der Piraha oder der Pirai, weil seine Gestalt geradegu einzig da steht. Der Pirai erreicht nur eine Länge von 30 Centimeter und findet sich in der Regel ungefähr 60 Seemeilen von den Mündungen der Flüsse anwärts in Buchten und an Stellen mit schwacher Strömung. Ueberall, wo ihnen Beute winkt, finden sich die Pirais zu Tausenden ein und begleiten mit Vorliebe die Boote. Sobald irgend ein Abfall aus dem Boote in das Wasser geschüttet wird, dunkelt sich daselbe von der ungeheuren anwachsenden Menge dieser Fische. Es entspinnt sich in jeden Broden ein wütender Kampf, nach dessen Beendigung stets zahlreiche Fischleichen die Oberfläche bedecken. Von der Gefräßigkeit dieses Fisches giebt der Reisende Schomburgk folgende Schilderung: „Greifen sie einen größeren Fisch an, so beißen sie ihm zuerst die Schwanzflosse ab und berauben damit den Gegner des Hauptbewegungsorganes, während die übrigen über ihn herfallen und ihn bis auf den Kopf zerfleischen und verzehren. Selbst die Fische der Wasservogel, Schildkröten und die Behen der Alligatoren sind vor ihnen nicht sicher. Eines Abends, als ich mich mit Angeln beschäftigte, zog ich einen ziemlich ansehnlichen Pirai ans Land. Nachdem ich ihn mit einigen kräftigen Schlägen auf den Kopf getötet zu haben glaubte, legte ich ihn neben mich auf die Klippe, plötzlich jedoch machte er wieder einige Bewegungen und, bevor ich es verhindern konnte, schwamm er, wenn auch noch halb betäubt, auf der Oberfläche des Wassers umher. Sofort waren 16 bis 20 seiner Genossen um ihn versammelt, und nach einigen Minuten war nur der Kopf noch von ihm übrig.“ Selbst den Menschen verschonen die Pirais nicht. „Auch die Pirais“, berichtet der schon genannte Forschungsreisende, „durchsürchten den Wasserschaum und schälten einem meiner Begleiter, der eben seine Hände waschen wollte, zwei seiner Finger fast rein ab, so daß der Unglückliche sie während eines großen Teils der Reise fast gar nicht gebrauchen konnte. Die kühlenden Wellen des Flusses waren bei der mausfehligen Hitze für unsre Gesundheit die größte Erquickung, die uns aber leider nur zu bald vergällt wurde, da einem der Indianerknaben, die uns gefolgt waren, beim Ueberschwimmen des Flusses von den gefräßigen Pirais ein großes Stück Fleisch aus dem Fuße gerissen wurde.“ —

**Technisches.**

ie. Die Elektrizität am Panama-Kanal. Die frühere französische Panama-Gesellschaft hat beim Anlauf von Maschinen und Hilfsanrüttungen zum Graben des Panama-Kanals einige 20 Millionen Mark verpulvert. Diese Bezeichnung trifft besonders gut zu, da der größte Teil dieser Geräte später tatsächlich dem Rost und dem allmählichen Verfall, der unter dem tropischen Klima besonders rasch vor sich geht, überlassen wurde. Bei den damaligen Arbeiten spielte die Elektrizität nur eine sehr geringfügige Rolle, denn nicht einmal die Straßen längs der Kanallinie wurden elektrisch beleuchtet, und die Werkstätten hatten keine elektrische Kraft zur Verfügung. Jetzt bei der Fortsetzung der Arbeiten, die von den Amerikanern in die Hand genommen worden sind, werden die neuesten Maschinen und Verfahren in Anwendung kommen. Auch unter diesen Bedingungen rechnet man damit, daß ein bis zwei Jahre zur Vorbereitung und weitere sechs bis zehn Jahre zur Vollendung des Kanals nötig sein werden. Es wird kaum eine Maschinenanlage, eine Betriebs- oder Reparaturwerkstatt geben, bei denen nicht die elektrische Kraft benutzt werden wird. Insofern wird sich die neue Maschinerie für den Panama-Kanal sehr wesentlich von der unterscheiden, die Lesseps und seine Helfer dorthin verschiffen ließen. Die „Electrical Review“ meldet, daß etwa in einem Vierteljahr die Zeichnungen und Entwürfe für einen Teil der Maschinen fertig sein und daß die

ersten Schiffsloadungen vermutlich noch zu Ende dieses oder zu Anfang des nächsten Jahres abgehen werden. Laufkräne, andre Kräne und Bohrer werden jedenfalls elektrisch betrieben werden. ferner soll die ganze Kanalroute elektrisch beleuchtet werden, damit die Arbeit in Tag- und Nachtschichten ohne Unterbrechung fortgesetzt werden kann. Eine große Schwierigkeit bietet nur die Beschaffung des Brennmaterials. In Panama ist die Kohle knapp und teuer, Holz ist auch nicht sicher in genügenden Mengen vorhanden und die Ausnutzung der Vergwässer und des Flusses Chagros unzuverlässig. Es wird daher vorgeschlagen, neben der Kohle mit Texas-Petroleum zu feuern, dessen Verschiffung nach dem Kanal verhältnismäßig billig wäre. —

**Humoristisches.**

— Wahre Geschichte. Wir fahren auf einem Bodensee-Dampfer und sprechen von Wöcklin. Da sagt die Berliner Geheimrätin: „Sagen Sie einmal, — nicht wahr — Wöcklin, das war doch wohl ein sehr großer Maler?“

„Gewiß...“

„Na — wenn er aber ein sehr großer Maler war — sagen Sie — warum hat er denn solche Sachen gemalt?“ —

— Das Nordlicht. A., offenbar ein bedeutender Naturforscher, erzählt: „Wie mer neulich abends vom Regeln nach Hans gieng, da war'sch mir a so, und da war'sch dem andre auch a so. Jez war des des Nordlicht. Da habe mer'sch an die „Diasakalia“ (eine Zeitung in Frankfurt) geschickt, aber sie have's nit angenommen.“ —

— Professoren-Stilblüten. Wenn der A. und die B. ihrem Verhältnis einen privaten Anstrich geben wollen und vor dem Ständesamte eine Scheinehe eingehen, so find sie reingefallen. Denn sie sind dann Eheleute nach B. G. B. — Die Germanen gingen nicht eher vom Schmause weg, als bis sie unter dem Tisch lagen. — Herr Kandidat, war das Jahr 1644 für den Civilprozeß ein wichtiges Jahr und warum war es wichtig? —

(„Jugend“.)

**Notizen.**

— Frij Dienhard's neues Drama „Heilige Elisabeth“ ist vom Weimarer Hoftheater zur Aufführung angenommen worden. —

— Hartlebens Komödie: „Im grünen Baum zur Nachtigall“ wird im Wiener Burgtheater zur Aufführung gelangen. —

— Ein neuer Schwank von Pserhofer „Die Stadtväter“ wird im Oktober im Hamburger Thalia-Theater erstmalig aufgeführt werden. —

— Die nächste Novität des Central-Theaters wird Victor Alberts Operette „Die Sufi“ sein. —

— Victor Dausenwein, der frühere Direktor des Alexanderplatz-Theaters, ist für das Theater des Westens als Operettentenor engagiert worden. —

— „Rienzi“ geht, neu einstudiert, am 3. Oktober im Opernhause in Scene. Grüning wird die Titelrolle singen. —

— Im Hörsaale des Kunstgewerbe-Museums werden vom Oktober bis Dezember 1904 folgende öffentliche Vorträge gehalten werden: Von Dr. E. Schwedeler-Meyer über „Die deutsche Buchillustration des XIX. Jahrhunderts“. (Zehn Vorträge, Montagabends 8½ bis 9½ Uhr. Beginn: Montag, den 10. Oktober 1904.) Ferner von Dr. Georg Swarzenski über „Die Hochrenaissance in Florenz“. (Zehn Vorträge, Dienstagabends 8½ bis 9½ Uhr. Beginn: Dienstag, den 11. Oktober 1904.) Endlich von Dr. Otto Rummel über „Japanische Kunst“. (Zehn Vorträge, Freitagabends 8½ bis 9½ Uhr. Beginn: Freitag, den 14. Oktober.) —

ac. Die Schneidezucht hat innerhalb weniger Jahre in einigen süddeutschen Orten eine derartige Ausdehnung angenommen, daß die Handelskammer für den Kreis Konstanz Veranlassung nimmt, in ihrem Jahresbericht für das Jahr 1903 von diesem neuen Erwerbszweig zum erstenmal nähere Angaben zu machen. Der Absatz der Schneeden geht fast ausschließlich nach Paris. Die Schneedenzuchtereien im Bezirk der Handelskammer Konstanz befinden sich hauptsächlich in Gutenstein bei Meßkirch, in mehreren Orten des Nandan, nämlich in Neuhaus, Nordhalben und Nandendorf. Die Anzahl der in Gutenstein auf eingezäunten Wiesen und Gartenplätzen während des letzten Sommers gesüßten Schneeden betrug ca. 2½ Millionen Stück. Annähernd die gleiche Anzahl haben die Züchter des Nandan eingelegt. Von ihnen hatte einer allein 400 000 Stück. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 25. September.